

Zusammenfassung

VON ARNO BORST

Wer die Festschrift »Die Kultur der Abtei Reichenau« von 1925 heute durchblättert, ist zunächst verblüfft von ihrer methodischen Modernität. Zahlreiche aktuelle Verfahren der Mittelalterforschung wurden um die Wende zum 20. Jahrhundert zum ersten Mal an Reichenauer Material erprobt. Brandis Dissertation von 1890 über die Reichenauer Fälschungen begründete die neuere deutsche Urkundenforschung; Haseloffs Buch von 1901 über den Egbert-Psalter schenkte der kunsthistorischen Forschung den fruchtbaren Begriff der Reichenauer Malschule; Schulte gewann seine bahnbrechenden Einsichten über den Adel und die deutsche Kirche 1910 an Reichenauer Quellen; das Interesse an Verbrüderungsbüchern, ohne das die heutige prosopographische Forschung undenkbar wäre, wurde 1925 durch Beyerles Analyse des Reichenauer Verbrüderungsbuches geweckt. Jedenfalls konnte der Herausgeber Konrad Beyerle nur deshalb zweiunddreißig Gelehrte dazu gewinnen, sich fünf Jahre lang zum Teil intensiv mit dem Thema Reichenau zu befassen, weil die Insel längst ein methodisches Exerzierfeld der Mediävistik war.

Im Widerspruch zur methodischen Vielfalt steht der einheitliche Leitgedanke der Festschrift. Hier wundert sich der heutige Leser darüber, wie verstaubt es klingt, wenn Beyerle »die Tiefe des christlichen und deutschen Gemütes der Vorfahren erschließen« wollte. Christlich und deutsch, das hieß damals, ins Historische übersetzt, benediktinisch und karolingisch. Konrad Beyerle schrieb: »Die Reichenau war im weiteren Sinn eine Gründung des karolingischen Hauses.« Matthäus Rothenhäusler sagte: »Reichenau war die älteste Benediktinerabtei im rechtsrheinischen Deutschland überhaupt.« Der Einklang zwischen karolingischer Politik und benediktinischer Frömmigkeit erschien nicht nur dem Zentrumsolitiker Beyerle als Grundzug von Geschichte und Kultur des Inselklosters. Auch Karl Brandi betonte bei der Gründungsgeschichte fast nur die »innige Verbindung von Königtum und kirchlicher Organisation«, also die überregionale Initiative, während er die »Verhältnisse der Lande um den Bodensee« rasch abtat. Pater Rothenhäusler hatte es leicht, die Kontinuität, ja Identität von 1400 Jahren Benediktinertum zu demonstrieren, wenn Karl der Große beteiligt war bei jener Abschrift der Regula Sancti Benedicti, die 817 auf der Reichenau eintraf; Paul Lehmann bestätigte, daß durch eben diese Handschrift

die reine Regelfassung des 6. Jahrhunderts für die Forschung des späten 19. Jahrhunderts präsent wurde. Auch als der Benediktiner Gall Jecker den Klostergründer Pirmin zum Spanier machte, war die Identität des Benediktinischen in verschiedenen Zeiten und Räumen die Grundannahme. So hob die Festschrift das Kloster über Zufälle und Besonderheiten der Gründungszeit hinaus und machte es zu einem abendländischen Monument. Die regionalen Mächte, alemannisches Herzogtum, Adel der Nachbarschaft, Bistum Konstanz, spielten in der Festschrift eine sekundäre, retardierende Rolle. Zwar wiesen zwei Beiträge in andere Richtung, der von Franz Beyerle über die Grundherrschaft der Reichenau und der von Aloys Schulte über die engen Beziehungen des Adels zum Kloster; aber beide mußten sich auf spätmittelalterliche Quellen stützen und ließen die Dominanz des benediktinisch-karolingischen Bündnisses in der Reichenauer Frühzeit unberührt.

Die Wucht dieser Grundthese brachte die Erforschung der Reichenau fast zum Erliegen. Die Mediävistik wandte sich anderen Problemen zu, bei deren Bearbeitung das benediktinisch-karolingische Frühmittelalterbild Risse bekam. Deshalb traten Neuansätze zur Reichenau-Forschung immer entschiedener in Opposition zur Festschrift. Franz Beyerle bezweifelte 1947 geradezu, ob man das Gründungsjubiläum im richtigen Jahr gefeiert habe. Folgenreicher wurde es, daß er den Klostergründer Pirmin aus der benediktinisch-karolingischen Tradition wegrückte in die Nähe irischer Wandermönche, sowie, daß er die einheimischen, oberdeutschen Elemente des Reichenauer Urkonvents betonte. Damit drohte die universalistische Konzeption von 1925 in eine partikularistische umzuschlagen. Die Verbindung zwischen Universal- und Landesgeschichte wurde für die Reichenau 1949 durch Heinrich Büttner hergestellt. Pirmin erschien wieder als Westfranke, näherhin als Aquitanier, und im Einverständnis mit der karolingischen Expansion; aber diese Expansion wurde jetzt in das Spannungsfeld von Politik und Mission zwischen dem Loire-Rhone-Raum und Churrätien gestellt. Die Gründung der Reichenau wurde zum Punkt in einer zeitlichen und räumlichen Bewegung. Den Durchbruch zu heutigen Fragestellungen vollendete 1953 Theodor Meyers Vortrag »Die Anfänge der Reichenau«, die früheste Publikation aus dem Konstanzer Arbeitskreis überhaupt.

Mayer unterstrich die Bedeutung des alemannischen Hochadels, der Pirmin gerufen und zu Karl Martell geführt haben könnte. Mayer fragte nach der Rechtsstellung fremder Wandermönche zum Diözesanbischof und nach der Funktion von Klöstern für bischöfliche Politik; schon bei Pirmins Vertreibung 727 nahm er entscheidenden Einfluß des Konstanzer Bischofs an. Woher Pirmin stammte, das spielte für Mayer »keine sehr große Rolle«. Jenseits regionaler Faktoren sah er einen grundsätzlichen Gegensatz zwischen Pirmin und Bonifatius: Pirmin als der Mönch, als kämpferischer Vertreter einer weitgehend unabhängigen Klosterorganisation, die damals schon überholt und verfehlt war. Ihm gegenüber Bonifatius als der Bischof, als weitblickender Kirchenpolitiker und Organisator der künftigen deutschen Kirchenverfassung.

Damit stellte Theodor Mayer die Kernfrage, ob die Gründung des Klosters Reichenau in die benediktinisch-karolingische Ordnung paßte. Zu lösen war die Frage nur durch Untersuchung des Verhältnisses zwischen Mönchtum, Episkopat und Adel. Die Frage unserer Tagung wurde also vor 21 Jahren vom Gründer des Konstanzer Arbeitskreises bereits gestellt.

Warum beschäftigt dann das Thema erst heute den Arbeitskreis, obwohl er seit 1955 auf der Reichenau zusammenkommt? Das liegt an der Forschungssituation im Bereich des Mönchtums. Die benediktinische Bastion hat sich gegen Historisierung und Regionalisierung länger behauptet als die karolingische. Noch Theodor Mayer hielt 1953 Pirmin schlichtweg für einen Benediktiner. Aber im selben Jahr kam die erste Edition der *Regula Magistri* heraus; damit begann der hitzige Streit um die historischen Grundlagen und Varianten des Benediktinerordens. Ich habe 1954 im Kloster Gerleve miterlebt, wie tief den 80jährigen Pater Rothenhäusler die Zweifel erschütterten. Ein neuer Konsens im Orden wurde 1957 erreicht, in den von Basilius Steidle herausgegebenen römischen »*Commentationes in Regulam sancti Benedicti*«. Besonders die Beiträge von Kassius Hallinger und Gregorio Penco ergaben, daß die Organisation des Benediktinerordens und die Befolgung der reinen und der ganzen Benediktsregel erst in die Zeit Ludwigs des Frommen fielen; die Epoche davor wurde von regionalen Klostergruppen mit Mischregeln beherrscht.

Das dadurch freigegebene Feld wurde 1965 bestellt von Friedrich Prinz; seit seinem Buch »Frühes Mönchtum im Frankenreich« läßt sich die Geschichte der Klöster wieder in die allgemeine Geschichte des Frühmittelalters einfügen. Am Register dieses Buches sieht man freilich, daß die Reichenau unter dem neuen Aspekt zunächst eine Randerscheinung bildete gegenüber den Konventen zwischen Luxeuil und Salzburg, die auch auf unserer Tagung so oft erwähnt wurden. Bei Prinz war das Verhältnis zwischen Mönchtum und Adel Hauptthema. Wenn aber die kirchlichen Normen der Benediktsregel im Frühmittelalter noch nicht gegolten hatten, wurde außerdem ein zweites Verhältnis wichtig, das zwischen Kloster und Diözesanbischof. Es war das Verdienst von Eugen Ewig, dieses Problem 1968 in seinen »Beobachtungen zu den Klosterprivilegien des 7. und frühen 8. Jahrhunderts« abgesteckt zu haben. Seine Arbeiten zeigten den Reichenauer Klostergründer Pirmin in neuem Licht; auch bei diesen Untersuchungen stand jedoch nicht Pirmins alemannische, sondern seine elsässische Gründung Murbach im Vordergrund. Zusammenfassend kann man sagen: Die neuere Forschung hat das benediktinisch-karolingische Fundament der Reichenau-Festschrift von 1925 erschüttert. Die Gründungszeit der Reichenau gilt weder als benediktinisch noch als karolingisch, und bei Analyse von Klostergründungen achtet man auf regionale Einwirkungen von Adligen und Bischöfen. Unter diesem Blickwinkel geriet das Inselkloster ins Abseits; ein methodisches Exerzierfeld der Mediävistik war es längst nicht mehr.

Die Forschungslage schrieb den Ablauf unserer Tagung vor. Zur Gründungsge-

schichte der Reichenau selbst war seit 21 Jahren nichts Neues mehr gesagt worden, aber die Gründungszeit wurde seit einem Jahrzehnt neu diskutiert; vielleicht konnte dadurch auch die Reichenau-Forschung wieder angeregt werden. Der Schwerpunkt lag deshalb nicht bei der Abtei selbst, sondern allgemeiner im alemannischen Raum und im 7. bis 9. Jahrhundert. Auf diese Weise ging die Tagung einerseits über das Thema Reichenau hinaus, füllte es aber andererseits nicht aus. Denn die frühmittelalterlichen Eigenleistungen des Klosters, die 1925 noch den Großteil der Festschrift ausgemacht hatten, blieben diesmal beiseite: das monastische und liturgische Leben, die Theologie, Dichtung und Geschichtschreibung, die Musik, Baukunst, Plastik und Malerei der Reichenau. Auch hier wären heute die einheitlichen Schablonen des sogenannten karolingischen Humanismus zu zerbrechen, regionale Besonderheiten und europäische Mischungen neu zu untersuchen. Auch hierbei stünde die Reichenau nicht mehr, noch nicht im Blickpunkt. Am Anfang der Tagung stand vielmehr mit Recht St. Gallen.

Der Vortrag von Herrn Duft war trotz der Lichtbilder nicht eigentlich kunst- oder geistesgeschichtlich orientiert, wie es an Einleitungsabenden üblich ist; es ging weniger um Handschriften, Schreibschulen oder Buchmalereien als um die Menschen, die diese Quellen schufen. Der Überblick über irische Mönche nannte gleich die Hauptpersonen der Tagung von Kolumban bis Pirmin. Entschiedener als in dem Buch über irische Miniaturen von 1953 hat Herr Duft diesmal herausgearbeitet, daß es in Alemannien vor der Flüchtlingswelle des 9. Jahrhunderts keine »irische Kolonie« gab. Stark war hingegen in St. Gallen wie anderswo der irofränkische Einfluß; Herr Duft fand ihn symbolisiert in den beiden einander entsprechenden Altären des St. Galler Klosterplans für Kolumban und Benedikt. Aufschlußreich war die Stellungnahme von Herrn Duft zum Herkunftsproblem des heiligen Gallus. Obwohl er ihn nicht wie Hans Lieb als alemannischen Einsiedler ansprach und weiter – wie auch Herr Prinz – für einen Begleiter des Iren Kolumban hielt, ließ er die Möglichkeit offen, daß Gallus kein reiner Ire, sondern von den Eltern her im wahrsten Wortsinn ein Irofranke gewesen sein könnte. Die regionalen Verflechtungen wurden bei dem Alemannen Otmar sichtbar, der seit 719, zur Zeit Pirmins, in Abwehr fränkischen Einflusses die zunehmende Sympathie alemannischer Hochadliger und Grundbesitzer fand; der Hinweis auf churrätische Elemente in St. Gallen deutete in dieselbe Richtung.

Es verwunderte nun nicht mehr, daß Herr Duft den Einfluß irischer Autoren in der Frühzeit gering veranschlagte. Die von irischen Schreibern geschriebenen Handschriften standen in alemannischen Bibliotheken fremd und beziehungslos; ihre Wirkung begann erst, wenn sie in regionalen Schreibstuben kontinental umgeschrieben wurden. Man darf die aus Irland importierten biblischen und liturgischen Bücher nicht vergessen, wird aber ihren Einfluß und ihre Zahl nicht mehr überschätzen. Auch bei den frühesten Handschriften der Reichenau, wohin Pirmin nach der Behaup-

tung des Gallus Öheim fünfzig Manuskripte gebracht haben soll, wird man nicht mehr zuerst an Werke irischer Provenienz denken. Ein weiteres Ergebnis sei festgehalten: der lebhafteste Handschriftenaustausch, vor allem zwischen St. Gallen und Reichenau, auch zwischen Reichenau, Murbach und Pfäfers. Bei diesem Austausch waren nicht nur Pirminklöster unter sich. Das bestätigt die paläographischen Feststellungen Bernhard Bischoffs von 1965, der eine eigene alemannische Schriftprovinz annahm, die übrigens der elsässischen näherstand als der churrätischen. Bischoffs Charakterisierung dieser Schriftprovinz gehört unmittelbar zum Thema: »Lange ein konservativer Block in einer Umwelt, deren Schriften sich schon stärker assimiliert hatten, wird sie erst um 820 bis 830 von gemeinkarolingischer Minuskel abgelöst.« Dieser Satz könnte als Leitmotiv über dem ganzen ersten Teil der Tagung stehen. Mindestens wird man die frühe Reichenauer Bibliothek nicht mehr wie Paul Lehmann 1925 als typisch karolingisch bezeichnen und sich das Bild vom konservativen Block in einer anpassungswilligen Umwelt nicht nur für die Schriftgeschichte merken.

Auf drei offene Probleme, die nicht mehr zu Herrn Dufts Themen gehören, sei hingewiesen. Aus Rom brachte, so meldet Gallus Öheim, Abt Petrus von Reichenau in den 780er Jahren ein griechisches Psalterium mit, ließ es an Bischof Egino von Konstanz aus und bekam es, wie andere Bücher auch, nie zurück. Erstes Problem: Für den Fernhorizont alemannischer Klöster dürfte die Verbindung mit Rom mindestens ebenso wichtig geworden sein wie die mit Irland; hier wäre genauer nachzufragen, gerade nach den überraschenden Ergebnissen des Referats von Herrn Ewig. Zweites Problem: Die Spannungen zwischen Kloster und Diözesanbischof werden durch diese Nachricht relativiert: Man diskutierte eifrig miteinander, nicht nur über Fragen des Kirchenrechts, und in theologischen war das Kloster der gebende Partner. Außerdem werden Spannungen hier illustriert: In Besitzfragen benahmen sich die Konstanzer Bischöfe des 8. Jahrhunderts unsensibel. Die geistigen Wechselbeziehungen zwischen Kloster und Bischofshof wären für das Frühmittelalter näher zu untersuchen, ähnlich wie es Johanne Autenrieth für das 11. Jahrhundert tat. Drittes Problem: Man sollte die Reichenauer Bibelglossare des 8. Jahrhunderts nicht länger den Germanisten überlassen. Diese frühe Übersetzertätigkeit muß zu tun haben mit der Bedeutung des alemannischen Adels für das Inselkloster, wie im parallelen Fall Arbeos von Freising. Man sollte weiter die Reichenauer Klosterschule als eine der von Detlef Illmer 1971 studierten Formen monastischer Erziehung betrachten; vermutlich würden sich Anhaltspunkte für starke Verwurzelung der Reichenau im alemannischen Umland ergeben.

Die Vorträge des zweiten Tages konzentrierten sich auf das Verhältnis zwischen Mönchtum und Adel, dementsprechend auf den alemannischen Raum. Denn Adels-herrschaft war selbstverständlich mit kleinräumigem Regionalismus verbunden. Auf terminologische Streitigkeiten möchte ich nicht eingehen. Mir scheint, wir können ruhig mit Franz Irsigler und Alfred Friese vom frühmittelalterlichen Adel reden,

wenn wir damit die schwertragende Herrensicht der Großgrundbesitzer meinen und nicht allzuoft an das Charisma der Königssippe denken, an rechtliche Fixierungen und Abstufungen des späteren Lehenswesens und an abgegrenzte Adelsfamilien des Hochmittelalters. So gesehen läßt sich die Grundthese von Herrn Prinz kaum bestreiten, daß das Verhältnis zwischen Mönchtum und Episkopat ein Sonderaspekt frühmittelalterlicher Adelsgeschichte ist. Herr Prinz hat dafür gesorgt, daß man sich diese Geschichte nicht allzu harmonisch vorstellt; es ist eine Geschichte starker Spannungen zwischen Verwandten; bekanntlich sind solche Spannungen besonders heftig. Aus dem weitgespannten Überblick von Herrn Prinz ragen einige Punkte heraus: die Betonung der herrschaftlich konservierten, spätantik-romanischen Komponente im südlichen Bodenseeraum, insbesondere in Churrätien, und dann die langsame Umpolung des Bodenseeraums nach Nordwesten. Nachdrücklicher als in dem Buch von 1965 unterstrich Herr Prinz jetzt den Zusammenhang zwischen dem Merowingerkönig Dagobert I. und dem irofränkischen Mönchtum Kolumbans. An dieser Verbindung ist für die Zentren des Frankenreiches nicht zu zweifeln; nicht ganz so sicher ist sie für das alemannische Randgebiet auszumachen. Hier fehlten eben die alten Städte, die monastisch orientierten Bischöfe Neustriens, die großen Klöster Burgunds. In Alemannien ging es Dagobert erst einmal um die Grundlagen, um Königsgut und Bistumsgründung und -abgrenzung; Bischofs- und Klosterpolitik hätte wohl erst in einer zweiten Phase Sinn gehabt, die aber durch den alemannischen Adel und seinen churrätischen Rückhalt verhindert wurde. Die Mühsal des ersten Jahrhunderts in St. Gallen, die fehlende monastische Kontinuität in Bregenz, vermutlich auch die Entfremdung des von Dagobert gesammelten Königsguts auf dem Bodanrück waren die Folge.

Aufregend sind die Ansichten von Herrn Prinz über die Frühgeschichte der Reichenau schon deshalb, weil er 1965 Pirmins Klostergründung noch der benediktinisch-karolingischen Phase des Mönchtums zugerechnet hatte, die er mit dem Auftreten der angelsächsischen Missionare um 690 einsetzen ließ. Jetzt erscheint die Gründung der Abtei Reichenau vielmehr als Werk der antikarolingischen Adelsopposition und rückt damit in nächste Nähe der Tätigkeit Ruperts von Salzburg. Die Reichenau wird von Herrn Prinz geradezu als alemannisches Herzogskloster im churrätischen Grenzraum bezeichnet; die churrätischen Elemente im Urkonvent sind hervorgehoben. Man muß die umstürzende These von Herrn Prinz noch genau prüfen, aber die Wahrheit dürfte nicht in der Mitte, sondern in der Unterscheidung liegen. Unbehaglich sind mir zum Beispiel die politischen Kombinationen, die Herr Prinz zwischen Burgundofaronen, Etichonen, Alemannenherzögen und Agilulfingern annimmt. Sie mögen alle miteinander verwandt gewesen sein, aber trieben sie gemeinsame Politik in dieser Epoche der Desintegration? Dazu war die karolingische Pression noch nicht allgemein genug. Hingegen leuchtet die Rehabilitierung des Alemannen Sintlaz als ersten Klostergründers der Reichenau auf Anhieb ein. Es war gar zu mißlich, daß die

Nachrichten Gallus Öheims, der Pirmins-Vita und der Meinrads-Vita über Sintlaz schlankweg ignoriert wurden. Auch wenn das Sintlaz-Problem noch nicht gelöst ist, kann man nicht mehr so tun, als gäbe es das Problem nicht.

Einiges hat weiter die Vermutung für sich, daß Pirmin 727 vom alemannischen Herzog im Auftrag Karl Martells von der Reichenau vertrieben wurde. Gerade dann muß man mit Herrn Classen fragen, warum die Urkunde Karl Martells von 724 ihrerseits völlig ins Reich der Fabel verwiesen werden soll. Wenn der Hausmeier 723 nach dem Feldzug in Alemannien stark war und 727 auch, warum dann 724 nicht? Das ist etwas viel Auf und Ab. Die Beziehungen zwischen Hausmeier und Herzog waren in den 720er Jahren schwerlich auf Unterwerfung und Gehorsam gestellt, sie waren eher komplex und empfindlich. Die Diskussion bestärkt mich darin, an einen Schwebezustand zu glauben, an dem noch andere Kräfte neben Hausmeier und Herzog beteiligt waren, zum Beispiel der regionale Adel und der Bischof von Konstanz, der auch nach der These von Herrn Prinz der große Unbekannte bleibt. Der Konstanzer Bischöfe wegen habe ich Bedenken, Herrn Prinz zuzustimmen, wenn er die Reichenau nach 730 oder 747 schon als fränkisch-karolingisches Kloster bezeichnet. Ich komme darauf zurück und sage jetzt nur, daß Karolingernähe der Reichenau erst in den 780er Jahren einigermaßen sicher bezeugt ist, durch die Nachricht Ratperts von St. Gallen, daß Karl der Große damals einen Immunitätsbrief ausgestellt habe. Mindestens paßt das zum erhaltenen Text der Bestätigung durch Ludwig den Frommen 815, den man genau ansehen müßte; wie reimt sich mit der These von Herrn Prinz der Wortlaut dieser Urkunde? Ludwig der Fromme spricht von *immunitates domni et genitoris nostri Caroli. Ipse et antecessores eius priores reges Francorum* hätten dem Kloster Reichenau *defensio* und *immunitas* gewährt. Diese ebenso vage wie geschickte Formulierung, der Plural der Vorgänger und Könige, kann nur die Zeit Karl Martells meinen, welche sonst? Als König hatte Karl bloß einen Vorgänger, Pippin; wenn er (zusammen mit Karlmann?) gemeint wäre, warum nennt ihn Ludwig nicht? Wenn Merowingerkönige gemeint sind, wann hätten sie agieren sollen?

Doch sind das Einzelfragen gegenüber der Grundthese von Herrn Prinz, die ich für richtig halte. Die irofränkische Phase des Mönchtums wirkte in den Gründungen Pirmins und Ruperts bis in die 740er Jahre kräftig weiter; sie war bis dahin nicht schon überholt, der Sieg der karolingischen Richtung noch nicht entschieden. In dieser Übergangsphase dürfen wir nicht mit einer einheitlichen Entwicklung rechnen. Herr Ewig warnte gewiß mit Recht vor allzu starker Politisierung der Vorgänge; Pirmin war zuerst kein adliger Herr, sondern ein frommer Mann. Aber das irofränkische Mönchtum mit Mischregeln und regionalen Klostergruppen wurde wegen seiner Flexibilität und Autonomie zwangsläufig einem regionalen Adel sympathisch, der sich gegen zentralistische Pläne von Pippin und Bonifatius noch lange sträubte. Auf diese Weise gerieten die Mönche nicht nur zwischen die Mühlsteine; sie fanden aus ihrer asketischen Weltferne heraus, in politische Aktivität hinein. Dieses Aufeinander-

Zu-Wachsen von Mönchtum und Herrschaft im frühen 8. Jahrhundert ist ja vielleicht das Hauptthema der Tagung, und dabei fällt es schwer, zwischen Siegern und Besiegten zu unterscheiden; am Ende stand Pirmin samt seinen Schülern auch bei den Siegern.

Von der Reichenau aus sieht diese Entwicklung anders, brutaler aus; woher kommt das? Erklären sich etwa die Brüche in der Kontinuität, die Indizien für mangelnde Flexibilität des Inselklosters als Kompensationen für die Unsicherheit seiner Anfänge? blieb nicht jede mittelalterliche Institution jahrhundertlang von den Umständen ihres Ursprungs gezeichnet? Seltsam ist es doch, daß das nahe St. Gallen seine Vergangenheit weniger ruckartig, einseitig und entschlossen präsentierte, viel ausgreifender, freundlicher und fließender.

Damit bin ich bei dem Vortrag von Herrn Jäschke. Hier ging es ebenfalls um die Suche der Bodenseeklöster nach ihren Ursprüngen, um die Etablierung einer Tradition, die ja erst dort nötig wird, wo gewachsene Kontinuität fehlt. In Kolumban von Luxeuil fanden die St. Galler und Reichenauer Mönche den Urvater ihrer Konvente. Herr Jäschke hat in sorgfältiger Untersuchung die spätere Tradition von den frühen Zeugnissen über Kolumban abgehoben und die Unstimmigkeiten zwischen der erzählten Zeit und der Zeit der Erzähler nachgewiesen. Niemand konnte dem Hauptergebnis widersprechen, daß vor allem die nachmalige St. Galler Literatur sich auf die Kolumban-Biographie des Jonas von Susa stützte und sie unter dem veränderten Aspekt des 8. Jahrhunderts auswertete, übrigens redlicher und behutsamer als damals üblich. Vorerst ist die Erklärung des strittigsten Punktes, der Herkunft des heiligen Gallus, nicht übel: Da las man in St. Gallen bei Jonas I,11, daß in der Gegend von Luxeuil ein Gefährte Kolumbans namens Gallus auftrat; was lag angesichts der Verehrung für irische *peregrini* näher als die Kombination mit dem gleich oder ähnlich heißen Klostergründer an der Steinach? Daß die St. Galler die Affäre der Exkommunikation ebenfalls übernahmen, spricht für ihre Ehrfurcht vor fremder Tradition, noch nicht für die Richtigkeit ihrer Tradition. Der Streit um den Nominativ zu dem Genetiv *Gallonis* wundert mich; kann er die Herkunftsfrage wirklich entscheiden helfen? Eine süffisante Seitenfrage: Man hatte in St. Gallen die Grammatik Priscians in herrlichen Exemplaren zur Hand; konnte man da nicht den richtigen Nominativ zu *Gallonis* feststellen? Waren die St. Galler im 8. Jahrhundert weniger sattelfest in lateinischer Grammatik als im 10., wo sie dem armen Italiener Gunzo die Verwechslung von Akkusativ und Ablativ schwer übelnahmen? Ich bleibe bei den wohlabgewogenen Worten von Herrn Duft: »Mag Gallus Ire gewesen sein oder nicht, eines steht fest: Er galt als solcher.«

Doch nicht Gallus war Herrn Jäschkes Hauptthema, sondern Kolumban; damit rückte das irische, fränkische und alemannische frühe 7. Jahrhundert in den Mittelpunkt. Überzeugend wurde der Streit Kolumbans mit dem fränkischen Episkopat aus den irischen Voraussetzungen Kolumbans erklärt, ebenso die Reserve des fränkischen

Adels gegen die irischen Mönche. Daß adlige Damen für Asketen schwärmten, ist psychologisch ebenso plausibel wie die Neigung der Jugend zum Unbedingten. Darin lagen die Zukunftschancen des Mönchtums; in der Gegenwart des frühen 7. Jahrhunderts war es von anderen Mächten, besonders den merowingischen Königssippen abhängig. Diese Beziehungen blieben labil; sie zeigen den großen Abstand, der zwischen kolumbanischer Weltferne und merowingischer Herrschaft noch bestand. Es ergab sich auch, daß man zwischen westfränkischen Zentrallandschaften und alemannischem Randgebiet unterscheiden muß. In Alemannien fanden Kolumban-Mönche eher als im Westen die Zustimmung des nächsten Bischofs, und sie stießen hier direkter auf die Missionspflicht gegenüber einer halbheidnischen Bevölkerung; aber eben deshalb scheiterten die ersten Gründungsversuche, weil sich der alemannische Adel noch nicht formiert und hinter die Mönche gestellt hatte.

In diesem Zusammenhang wäre die Romverbundenheit der Kolumban-Mönche neu zu untersuchen, vor allem nach dem Vortrag von Herrn Ewig; in Rom suchten die Mönche anscheinend den Rückhalt, den sie bei regionalen Mächten nicht leicht, vor allem nicht dauernd fanden. Herrn Jäschkes Vortrag demonstrierte, wie verworren die Zustände im Bodenseeraum des frühen 7. Jahrhunderts noch waren. Damit im frühen 8. Jahrhundert Otmar in St. Gallen und Pirmin auf der Reichenau stabile Klöster gründen konnten, bedurfte es einer Klärung der Verhältnisse. Nicht daß eine starke Zentralmacht erforderlich gewesen wäre; aber äußerliche Christianisierung, Etablierung von Bistümern und Pfarreien, Herausbildung regionaler Adelherrschaften waren Voraussetzungen für eine Blüte monastischen Lebens. Die Gegenüberstellung des 8. und des 7. Jahrhunderts durch Herrn Jäschke hat das schön beleuchtet.

Herr Graus führte uns dann in den alemannischen Raum des 8. bis 10. Jahrhunderts, und es ist schade, daß die Grundsatzdebatte sein Hauptverdienst übersah. Aufgrund der kultgeographischen Methoden von Büttner, Ewig und Zender hätte es seit langem nahegelegen, die Heiligenlegenden einer begrenzten Zeit und Landschaft zusammenzuschließen; Herr Graus hat das wirklich getan. Vielleicht sollte man statt von Heiligenlandschaften lieber von hagiographischen Landschaften reden, damit die Trennung zwischen Heiligenkult und Heiligenvita klarer herauskommt. Jedenfalls wurde auch von Herrn Graus' Widersachern vorausgesetzt, daß es die von ihm erschlossene alemannische Landschaft in der Literatur wirklich gab. In alemannischen Viten des 8. bis 10. Jahrhunderts fehlt tatsächlich der Typ des heiligen Bischofs, der im fränkischen und bayrischen Raum so ausgeprägt vorkommt, und es fehlt, wieder im Unterschied zu Nachbargebieten, der heilige Herrscher. Es gibt Lokalheilige, die fast nur in ihren Klöstern verehrt werden; Pirmin wäre ein typischer Fall, denn schon Theodor Mayer verwies darauf, daß Pirmin zwar in der Pfalz und im Elsaß, aber kaum in der Diözese Konstanz verehrt wurde, ganz im Unterschied zu Gallus, wie Herr Duft mit Lichtbildern belegte. Das Beispiel Pirmins erinnert daran, daß wir Kult und Legende zunächst unterscheiden müssen, daß aber ihre geschichtlichen

Wandlungen parallel liefen. Ich halte es wie Herr Graus für methodisch richtig, von der vorhandenen Legendenliteratur auszugehen, und würde noch schärfer als er die mündliche Überlieferung der Volkssage davon trennen, anders als Herr Lotter. Wir haben es mit Literatur, mit lateinischer Literatur zu tun. Da fragt es sich auch, ob etwa der alemannische Laienadel besser Latein konnte als das Volk. Wir haben gerade aus dem alemannischen Raum und seinen Klöstern frühe Übersetzungsliteratur vom Lateinischen in die Volkssprache; aber regionale Heiligenlegenden befinden sich nicht unter den übersetzten Büchern. Das heißt, sowohl Adlige wie Bauern konnten vom Leben der Klosterheiligen nur das erfahren, was ihnen die Geistlichen von der Kanzel erzählten. Die soziale Wirkung lag wohl weniger in dem, was dem Publikum gesagt wurde, als in dem, was verschiedene Schichten sich vom Gehörten aneigneten. Deshalb halte ich mit Herrn Graus daran fest: Diese Viten entstanden im Kloster, sogar für das Kloster; sie spiegeln zuerst den Standpunkt des Klosters.

Der Streit um den Adelsheiligen wurde durch Herrn Ewig ebenso salomonisch wie richtig entschieden; aber man sollte überlegen, ob der Terminus »Adelsheilige« nicht sprachlich mißverständlich ist. Er bedeutet ja sowohl Heilige für den Adel (und sie sind bei Herrn Bosl und Herrn Prinz gemeint) als auch Heilige aus dem Adel (und sie sind viel seltener und später, wie Arnulf von Metz). Wir haben es auch auf diesem Sektor mit dem Doppelvorgang zu tun, der die ganze Tagung beschäftigte: Einerseits langsame Verchristlichung des Adels, andererseits noch langsamere Aristokratisierung des Mönchtums; beide Aspekte zusammen erklären erst die Christianisierung der Adelherrschaft und die folgende Aufhebung mönchischer Weltdistanz.

In diesem Prozeß nimmt Alemannien einen aparten Platz ein; das hat Herr Graus bewiesen. Hier distanzieren sich Mönche, die Heiligenlegenden schrieben, schärfer als in Bayern von Bischöfen und Herrschern. Es ist bezeichnend, daß in Bayern ein adliger Bischof Heiligenviten schreibt, in Alemannien nicht. Zu bedauern ist, daß der Hinweis von Herrn Graus auf die besondere Struktur des alemannischen Adels nicht in der Diskussion aufgegriffen wurde. Mindestens ist es interessant, daß es hier nicht zu adligen Eigenklöstern kam, die umfangreiche Schenkungen voraussetzten, sondern daß viele kleine Schenkungen vorgenommen wurden; da war jedenfalls eine breite Schicht von kleineren Grundbesitzern beteiligt. Andererseits muß die Lage recht verworren gewesen und einer Adelsanarchie nahegekommen sein, wenn hierzulande der sogenannte »merkwürdige Märtyrer« überwog, der nicht als Glaubensbote starb, sondern als Opfer von Gewalttaten, übrigens recht oft bei Rodungsarbeiten.

Wenn die Viten dieses Raumes keine wunderbaren Gefangenenbefreiungen enthalten, so kann man auch darin eine Spiegelung der Wirklichkeit sehen. Natürlich gab es in Alemannien Gefangene, aber keine monastischen, mindestens nicht vor dem robusten Einschreiten der fränkischen Grafen gegen Otmar von St. Gallen. Das Beispiel Reichenau ist bezeichnend: Sowohl Pirmin 727 wie sein Nachfolger Heddo um 730 wurden nicht gefangengesetzt, sondern zwangsverschickt, wahrscheinlich, weil

die politische Wirkung eines Martyriums zu fürchten war; öffentliche Gewalten waren in Alemannien offenbar schwächer als in den Ländern Emmerams oder gar Kilians. Das Selbstbewußtsein der Mönche konnte stärker sein als anderswo, weil es im Land unterstützt wurde; diesen Schluß würde ich aus dem hagiographischen Befund ziehen und fände ihn mit der Grundthese von Herrn Prinz vereinbar. So ergäbe sich, daß die quantifizierende Methode von Herrn Graus für Alemannien der richtige Weg wäre, für andere Landschaften vielleicht nicht. So monastisch die Viten sich auch geben, reines Propagandamaterial sind sie sicher nicht, sie spiegeln regionale Situationen, und wäre es im Widerspruch. Auch hier gilt der Satz von der Doppelbewegung des Jahrhunderts: Das Mönchtum war stets ein Protest gegen die zeitgenössische Umwelt, aber ein Protest mit den Mitteln und Denkweisen eben dieser Umwelt.

Herr Wolfram untersuchte die Salzburger Frühgeschichte, griff aber ähnlich wie Herr Graus einen regionalen Fall heraus, um allgemein wichtige Feststellungen zu treffen. Insbesondere zeigte sich, daß Güterverzeichnisse eine eigene Quellengattung sind, die zwischen urkundlicher und historiographischer Überlieferung steht und deshalb nicht mit deren Maßen gemessen werden darf. Zur Einordnung von Herrn Wolframs Interpretation sei auf seinen Aufsatz »Der heilige Rupert und die anti-karolingische Adelsopposition« von 1972 zurückgegriffen, zumal wir hier in die Nähe der Reichenauer Gründung kommen: Der Franke Rupert war bis etwa 696 Bischof von Worms und folgte dann dem Ruf nach Bayern, wohl nicht nur um Slaven zu missionieren, sondern um sich von den Karolingern zu distanzieren. Rupert erscheint als Vertreter des gallo-fränkischen Christentums, als Klosterbischof älteren Stils. Er war vermutlich Reorganisator von St. Peter in Salzburg, jedenfalls Gründer der Maximilianszelle in Bischofshofen. Vielleicht lag sie – so Herr Wolfram – im Niemandsland zwischen bayrischer und slavischer Siedlung, vielleicht – so Herr Koller – im Rückzugsgebiet der Romanen. Welche der beiden Möglichkeiten zutrifft, muß unbedingt geklärt werden, denn daran hängt der Charakter der ganzen Klostergründung: Diente sie der Heidenmission und Kultivierung von Umland oder stützte sie bestehende Siedlungen christlicher Romanen? Nur im zweiten Fall bestünde eine gewisse Analogie zur Reichenau. Bei dieser Gründung wurde Rupert von den romanischen Herren der Albina-Gruppe unterstützt; auch bei seiner Nachfolgeregelung wurde die Zusammenarbeit mit der romanischen Führungsschicht sichtbar.

In Herrn Wolframs Vortrag ging es nun vor allem um das Bestreben der Albina-Leute, die verschenkten Güter um 746/47 wieder an sich zu bringen. Diese Vorgänge wurden durch Bischof Virgil von Salzburg schriftlich festgehalten und in mehreren Stufen den veränderten Verhältnissen angepaßt. Noch zu Virgils Spätzeit war die Zusammenarbeit zwischen Bischof und Herzog recht gut; es kam zum Ausgleich zwischen diesem karolingerfreundlichen *peregrinus* und den einheimischen Führungsschichten, trotz aller Streitigkeiten um Bischofshofen. Man muß sich überhaupt vor Freund-Feind-Schemata hüten; Politik erforderte damals rasch wechselnde Interessen-

bünde, nicht ewige Fronten von Grundsätzen. Ich gehe auf die Salzburger Situation des ausgehenden 8. Jahrhunderts nicht näher ein; so viel ist aber für unser Thema wichtig, daß erst dann die kirchenrechtlichen Schwierigkeiten von Ruperts Salzburger Position bewußt wurden. Erst dann kehrte Bischof Arn von Salzburg auch die Opposition zu den Albina-Leuten hervor, in der karolingischen Phase der Salzburger Entwicklung nach 785. Erinnert sei auch an die Vermutung des Buches von Herrn Prinz, der in Rupert einen Vertreter der Mischregeln sah und auf die in Bischofshofen gepflegte *laus perennis* aus dem burgundischen Saint-Maurice hinwies. Obwohl also altgallische Elemente nicht fehlten, war Rupert vor allem Repräsentant des irofränkischen Mönchtums, gewiß nicht des rein benediktinischen. Dennoch gab es Übergänge. Bemerkenswert ist weiter, daß sich irofränkische Elemente im Verhältnis zwischen Kloster, Adel und Episkopat in Salzburg noch nach der Mitte des 8. Jahrhunderts hielten, offenbar nicht bloß deshalb, weil Bischof Virgil ein Ire und ein persönlicher Widersacher des Bonifatius war.

Bei allen Parallelen zwischen Salzburg und der Reichenau bleiben drei Unterschiede bestehen: Im Politischen der größere Spielraum der Salzburger; sie waren (um die Formulierung von Herrn Prinz aufzugreifen) karolingerferner als Konstanzer und Reichenauer. Im Monastischen die gänzlich fehlende Spannung zwischen Kloster und Diözesanbischof. Im Seelsorglichen möglicherweise die Akzentuierung der Außenmission gegenüber der Binnenreform. All dies verleiht den Salzburger Vorgängen etwas Großzügiges, wie Herr Koller es ausgedrückt hat: Wildwest-Ähnliches; vom fränkischen Standpunkt aus war es Wilder Osten. In ihm trugen die Spannungen zwischen Mönchtum, Episkopat und Adel lokaleren Charakter als in Alemannien; man war mehr unter sich, was die Lage nicht gemütlicher machte. Andererseits wurde die Salzburger Frühgeschichte trotz aller Kontinuitätsbrüche nicht so radikal umgeschrieben wie auf der Reichenau und läßt deshalb noch für die Forschung farbige Einzelheiten greifbar werden. Die aus diesem Kontrast erwachsende Einsicht ist nicht neu, daß Alemannien dank seiner Binnenstrukturen im 7. und frühen 8. Jahrhundert eine Landschaft für sich war; die Einhelligkeit, mit der alle vier Referate des zweiten Tages darauf hinausliefen, ist immerhin bemerkenswert und sollte vor verfassungsgeschichtlichen Verallgemeinerungen warnen.

Der dritte Tag galt dem Verhältnis zwischen Mönchtum und Episkopat, also einer Frage der kirchlichen Verfassungsgeschichte. An diesem Tag war von der Reichenau, ja von Alemannien selten die Rede. Auch wo einzelne Landschaften analysiert wurden, war die Fragestellung grundsätzlicher und allgemeiner als am Tag zuvor. »Kirche« hatte im Frühmittelalter einen universaleren Hintergrund als »Adel«. Das kam bei den Vorträgen nicht einmal ganz zum Vorschein. Leider blieb in dem dichtgedrängten Programm kein Platz für einen Vortragenden aus dem Benediktinerorden, etwa für Kassius Hallinger. Er hätte wohl noch mehr als Herr Angenendt darauf bestanden, daß das Verhältnis Kloster – Diözese ein Problem nicht nur der

Verfassung, sondern darüber hinaus der Ekklesiologie ist. Es ist nur aus dem Kirchenbild und seinen Wandlungen zu begreifen. Dem Frühmittelalter wurden vom Urchristentum mindestens zwei Kirchenbilder vererbt, die miteinander in ständiger Spannung standen, formelhaft gesagt: Gemeinschaft der Gläubigen, *congregatio fidelium* hier, Gemeinde der Heiligen, *communio sanctorum* dort. Zur einen gehören alle Getauften, die schon mit den zehn mosaïschen Geboten ihre Last haben, zur anderen die Asketen, die nach den drei evangelischen Räten leben. Das eine ist die Kirche der Bischöfe, Priester und Laien, das andere die Kirche der Mönche. Das Kloster kann sich immer als eigentliche Kirche Christi begreifen, wie Adalbert de Vogüé am Beispiel der Regula sancti Benedicti gezeigt hat. Das ist grundsätzlicher gemeint als die Nachahmung einer Bischofsstadt oder des apostolischen Rom durch eine Abtei: der Abt ist Stellvertreter Christi auf Erden!

Es ist ferner zwar richtig, aber nicht genug, die Bischofskirche sozialgeschichtlich den spätantiken Städten, die Mönchskirche den wüsten Wäldern zuzuordnen. Die Mönche gehen in den Eremus aus Protest gegen ihre verweltlichte Umwelt, gegen die Bischofskirche der Allzuvielen. Das ist das Ursprüngliche. Alsbald aber müssen die Mönche versuchen, in den Städten für ihre Kirche neue Anhänger zu gewinnen, die mit ihnen das Saeculum verlassen. Und schließlich sind die Mönche angewiesen auf vornehme Gönner, die ihnen Weltdistanz ermöglichen, durch Schutz und Schenkungen. Durch diese nachgeordneten Zwänge werden die Mönche wieder in die Welt hineingezogen, die sie freiwillig verlassen hatten. Legt man dieses Verständnis von Mönchskirche zugrunde, so werden Verallgemeinerungen unmöglich, zeitliche wie räumliche; denn hier wirkten zunächst im engsten Radius kleine Scharen von Asketen mit überschaubaren Kreisen von Freunden und Gönnern, stets in der Gefahr des Scheiterns. Das trifft ganz besonders für die irofränkische Phase des Mönchtums, das 7. und frühe 8. Jahrhundert zu.

Das Erregende an Herrn Ewigs Arbeit und Vortrag ist, daß die kleinen irofränkischen Asketengemeinden mit ihrer unbedingten Weltdistanz im gallisch-westfränkischen Raum auf eine Bischofskirche stoßen, die auf städtische Gemeinden von Gläubigen ausgerichtet bleibt, in manchem ein spätantikes Überbleibsel. Es kommt indes nicht zum Zusammenstoß zwischen Bischofskirche und Mönchskirche wie im frühchristlichen Orient, sondern zu einem Novum in der Kirchengeschichte: zum Ausgleich! Dessen Vermittler sind zunächst die merowingischen Könige und ihr Hofadel. So schien es nach den bisherigen Arbeiten von Herrn Ewig. Sein Vortrag hier sprengte dieses Dreiecksverhältnis und brachte einen vierten Partner ins Spiel, den Papst in Rom. Es hat viel für sich, daß hierbei Gedanken Papst Gregors des Großen sowohl über priesterliche Seelsorge und monastische Selbstheiligung wie auch über die Mission bei Heiden in aller Welt nachwirkten. Realisiert wurde das Zusammenspiel freilich nicht generell, sondern an wenigen Orten und Zeitpunkten, in Bobbio 628, in Luxeuil 641. Einzelne merowingische Bischöfe ließen sich, etwa in England, vom

universalen Missionsgedanken erfassen und unterstützten daher die irofränkischen Mönche bei der inneren Mission. Die meisten Bischöfe mußten freilich zur Privilegierung der Mönche erst gedrängt werden.

Es wurde auch klar, daß zwischen Grundsatz und Wirklichkeit weite Abstände lagen. Längst nicht jeder Bischof verzichtete auf seine Weihrechte im Kloster, auch nur auf seine weltliche Verfügungsgewalt; mancher reagierte ganz unterschiedlich, je nachdem, ob es die Formulierung schöner Prinzipien oder die faktische Einschränkung seiner Macht betraf. Die vom Papst anfangs zugestandene große Freiheit der Mönche wurde bereits in der zweiten Phase unter Königin Balthild wieder eingeschränkt. An den Schwankungen kann man die turbulente Situation des späten 7. Jahrhunderts ablesen, den Machtkampf zwischen merowingischen Königssippen, bischöflichen Stadtherren und anderen adligen Gruppen. In solchen labilen Machtverhältnissen konnte die Klosterfreiheit gedeihen, einmal wegen der gegenseitigen Blockierung der Machthaber, die Freiräume zuließ, zum anderen wegen der Sympathie breiter Gruppen, die den Frieden suchten, den diese Welt nicht kannte. Auf solche Weise wurden die irofränkischen Mönche in zwiespältige Bündnisse hineingezogen, die ebensogut von adliger Machtgier wie von asketischem Weltverzicht diktiert sein konnten. Jedenfalls ging es – in dem weiten Spielraum kirchenrechtlicher Möglichkeiten – nicht mehr um eine kirchliche Frage; in das Spannungsverhältnis zwischen Bischof und Kloster drängte sich die ganze Problematik des zerfallenden Frankenreiches hinein. Deshalb kam es nicht zu einer kontinuierlichen, geradlinigen Entwicklung. Wenn am Schluß, in der Murbacher Phase Pirmins, die große Freiheit des Klosters extrem verwirklicht schien, lag es an der völligen Zerrüttung öffentlicher Ordnungen im frühen 8. Jahrhundert, auf die Herr Ewig und Herr Semmler hingewiesen haben. Natürlich spielt bei diesem düsteren Bild die Quellenarmut der Zeit mit, aber Quellenmangel ist ja selbst eine Quelle, Indiz für zerrüttete Ordnungen, ebenso wie die zahlreichen Fälschungen. Es sind die unübersichtlichsten Zeiten, die am ehesten dazu reizen, sie nachträglich zu »ordnen«. Vor 690 zeichnet sich nirgends eine zentrale politische oder geistige Kraft ab, auch das Papsttum war es nicht; denn es reagierte bloß auf Anregungen, die nach Rom getragen wurden.

So aufschlußreich das Studium der Privilegien ist, es enthüllt doch nicht die historische Realität. Wieviel war die große irofränkische Freiheit in der politischen Praxis eines Klosters wert? Schreckte das Privileg einen Angreifer ab? Ich glaube, nein. Sicher war es für den Gottesdienst im Kloster wichtig – Herr Angenendt hat es betont –, daß man das Recht zur eigenen Meßfeier bekam und für Weihehandlungen irgendeinen Bischof heranziehen konnte. Aber was die irofränkischen Klöster überdauern ließ, waren weniger rechtliche Privilegien als tatkräftige Freunde, war ferner die religiöse Weltabstanz, die die Mönche noch daran hinderte, politisch Partei zu ergreifen und mit einer Partei unterzugehen, wie es vielen Bischöfen der Zeit widerfuhr. Das Kloster Reichenau könnte seine schwierigen Anfangsjahre aus ähnlichen

Gründen überstanden haben, weil es Freunde im Land besaß und sich aus dem Streit der Mächtigen möglichst heraushielt; das ging auch ohne Bischofsprivileg. Es hieß die Quellenlage falsch einschätzen, wenn man überhaupt fragen wollte, warum Reichenau 724 kein Bischofsprivileg erhielt wie Murbach 727; es gibt keine Antwort auf die Frage. Sie soll nur noch einmal daran erinnern, daß die tatsächliche Lage des Klosters gegenüber seinem Bischof immer wieder ungeklärt war. Spekulationen darüber, ob der Konstanzer Bischof grundsätzlich gegen die Gründung des Klosters Reichenau eingestellt war, gehen ins Leere, weil wir nicht einmal unterstellen dürfen, daß sich der Bischof Grundsätze leisten konnte.

Der Vortrag von Herrn Angenendt führte weiter, was sein Buch »*Monachi peregrini*« 1972 zum Schluß skizziert hatte. Die von Theodor Mayer betonte Gegensätzlichkeit zwischen Pirmin und Bonifatius wurde dabei nicht gelegnet, aber relativiert. Im Unterschied zur älteren Forschung wies Herr Angenendts Buch nach, daß Pirmins monastische Vorstellungen im Kern irofränkisch waren, daß er nicht als Benediktiner, sondern als Anhänger der Mischregeln gelten muß. Der Vortrag zeigte Pirmin jedoch offener für Kompromisse und Übergänge, als es scheinen konnte. Im Mittelpunkt stand bei Pirmin die *peregrinatio* als geistige und räumliche Distanz zur Heimat; besonders fruchtbar ist der in der Diskussion von Herrn Angenendt geäußerte Gedanke, daß *peregrinatio* nicht mehr Umherschweifen bedeutete, sondern klösterliches Leben in der Disziplin, an einem fremden, aber festen Platz. Hiermit schlug Pirmin eine Brücke zu benediktinischen Reformern und zur Klerikerreform des Bonifatius. Umgekehrt wurde einleuchtend gezeigt, daß auch Bonifatius nicht einfach den bischöflichen Amtsgedanken vertrat, gerade in der Klosterpolitik nicht, so bei der Gründung seines Eigenklosters Fulda. Als Kernpunkt der Unterschiede zwischen Pirmin und Bonifatius hat sich die Zuordnung der Weihegewalt herausgestellt; demgegenüber traten Alternativen der allgemeinen Verfassung, Episkopalsystem oder Klosterdiözese, zurück; bei Problemen der Disziplin und des Besitzrechts waren die Divergenzen noch geringfügiger. Aus solchen Konvergenzen konnte Herr Angenendt den Weg des Pirminschülers Heddo vom Reichenauer Abt zum bonifatianischen Straßburger Bischof eindrucksvoll erklären.

Mit der Weihegewalt traf Herr Angenendt einen zentralen Punkt frühmittelalterlicher Frömmigkeit. Es ist kein Zweifel, daß Segenskraft in der Merowingerzeit hoch geschätzt wurde; der Segen der Heiligen war Zuflucht beider Gruppen, der Ohnmächtigen wie der Machtgierigen. Es leuchtet auch ein, daß sich das Verständnis der Weihe vom relativen Gemeindedienst zur absoluten Segenskraft verschob; das entspricht der bekannten Reduktion frühmittelalterlichen Glaubens auf einfache, wirksame Riten. Ich bezweifle allerdings mit Herrn Classen und Herrn Graus, daß damit eine Gewichtsverlagerung zwischen Priestertum und Mönchtum verbunden war. Das frühe Gegenbeispiel Martin von Tours, das Herr Lotter anführte, mahnt zur Vorsicht bei der Annahme einer historischen Verschiebung. Der Segen eines

Bischofs war in der Merowingerzeit nicht weniger begehrt als der eines Mönchs. Den Mönchen kam weniger ihre Weihekraft zugute als vielmehr ihre Weltferne. Entscheidend ist, daß die Verquickung von sakramentalem Amt und asketischer Leistung in der Segensgabe die kirchenrechtlichen Unterschiede zwischen Priestertum und Mönchtum verwischte, daß also die Priester in das Kloster, aber intensiver noch die Mönche in Seelsorge und Mission einbezogen wurden. Die Stärkung des priesterlichen Elements im Kloster sollte man nicht allzufrüh ansetzen; hat sie sich nicht erst in der Generation nach Bonifatius allgemein durchgesetzt? Das Problem des Priesters im Kloster war schon für Benedikt von Nursia und Gregor den Großen heikel; es ging dabei noch im 8. Jahrhundert nicht allein um Weihekraft und Sakramentspendung, auch um lokale und permanente Seelsorge, die vom monastischen Tageslauf abhielt. Darüber wissen wir viel zu wenig, angefangen mit der Frage, seit wann eine Klosterkirche Pfarrkirche wurde; das war sicher regional höchst verschieden.

Ich zögere, den Terminus »Familiäre Religiosität des Adels« zu übernehmen, weil er Mißverständnisse, die spätere Kleinfamilie allzunahe legt. Das Gemeine, die Ausübung von Frömmigkeit in Formen der Blutsverwandtschaft, liegt freilich auf der Hand. Die Spendung der Taufe und das Begräbnis bei frommen Mönchen festigten ihrerseits den Zusammenhang der Verwandten. Die von Herrn Duft angeschnittene Frage der Buße, zum Beispiel der Bußbücher, verweist noch auf andere als familiäre Bezüge, etwa auf eine formalistische Rechtsgesinnung, der das korrekte Verfahren wichtig ist. Auch in diesem Bereich sind Pirmin und Bonifatius miteinander vergleichbar. Vermißt habe ich einen weiteren Vergleichspunkt, den Heinz Löwe 1967 untersuchte, das Verhältnis von Pirmin und Bonifatius zu Mission und Missionsmethoden. Auch hier hätten sich mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede ergeben, wenigstens im Grundsätzlichen. Allerdings machte sich im Konkreten die Verschiedenheit der Landschaften geltend, in denen sie wirkten.

Nach diesem Vortrag ist wohl klar, daß sich Pirmin und Bonifatius nicht zwei verschiedenen Epochen zurechnen lassen, daß der eine nicht eine schon verlorene Sache verfolgte, der andere nicht der Herold der Sieger war. Das hat auch für die Gründungszeit der Reichenau Konsequenzen. Den karolingischen Sieg des Episkopal-systems wird man nicht mehr in die Zeit Karl Martells zurückdatieren, und daß die karolingische Phase des Klosterwesens erst nach 744 begann, hat Theodor Schieffer schon vor zwanzig Jahren festgestellt. Beide, der Abt und der Bischof, standen in derselben Krise des Kirchenbildes. Die altgallische Bischofskirche ließ sich nicht wiederherstellen; die irofränkische Mönchskirche verblaßte. Die Entscheidung für ein neues Kirchenbild wurde weder von Pirmin noch von Bonifatius getroffen; das besorgten die Hausmeier und Könige der Karolinger.

Damit komme ich zu dem Vortrag von Herrn Semmler, der das bisher gewonnene Bild von einer anderen, wie ich meine von der entscheidenden Seite erhellt. Von gallischer Bischofsherrschaft über Klöster war oft die Rede, ebenso von irofränkischer

Privilegierung durch lokale Machthaber. Nun aber kommt ein dritter Faktor ins Blickfeld, und ich kann mir nicht helfen, von diesem Faktor, dem karolingischen, her gewinnt das bislang labile, kurzatmige, lokal variable Verhältnis zwischen Bischof und Kloster eine eindeutige Richtung. Hier vollzog sich eine historische Entwicklung, die weder von den Bischöfen noch von den Mönchen ausging. Sie glich nicht einer Welle des Zeitgeistes, die alle Bistümer und Klöster auf einmal erfaßt hätte; die neue Entwicklung folgte der karolingischen Machtausdehnung Schritt für Schritt, von Rouen 690 bis Chur 806.

Die Reihung der Beispiele konnte den Eindruck erwecken, daß es ein geopolitisches Fortschreiten von West nach Ost gewesen wäre. Doch bei näherem Zusehen zeigte jedes Einzelbeispiel, daß die Karolinger immer dort und dann sofort zugriffen, wo und wann sich einzelne Bischöfe oder Klöster politisch isoliert hatten. Wie die räumliche, so handhabte Herr Semmler die zeitliche Gliederung behutsam; beschrieben wurde der zwar konsequente, aber gestreckte Vorgang, wie die Karolinger die Herrschaft älterer Bischofsstaaten aufbrachen und dabei Besetzung und Unterstellung der Klöster als Hebel benutzten. Soviel wurde gesagt, daß diese Klosterpolitik gegen die Hochstifte zur Zeit Pippins des Jüngeren kulminierte und daß dann die karolingischen Klöster am Aufstieg der Königsdynastie teilnahmen. Dann freilich verhinderten die Karolinger die Entstehung neuer dynastischer Eigenklöster, nun im Zusammenwirken mit dem vorher bekämpften Episkopat. Es war das altbekannte Verfahren, daß die Karolinger zuerst als Sprecher des Adels und mit dessen Methoden auftraten und nach ihrem Aufstieg den Adel an der Nachahmung dieser Methoden hinderten. Nun gab es nur noch Königsklöster oder Bischofsklöster.

Herr Ewig hat gefragt, wie es in den von Herrn Semmler nicht behandelten Diözesen steht; ich erinnere wieder einmal an die Probleme der Reichenau. Herr Semmler hat das Beispiel Soissons vorgeführt, wo in den 740er bis 760er Jahren der Bischof zugleich Abt von Saint-Médard war, obwohl die Karolinger seit 718 in Soissons fest Fuß gefaßt hatten. Der Bischof versuchte danach wieder einen Kirchenstaat zu etablieren, doch mehr als eine Personalunion zwischen Diözese und Kloster ließ der Hausmeier nicht zu; sobald wie möglich griff er radikal durch. Haben wir in Konstanz dazu nicht eine Parallele? Zwischen 736 und 782 waren die Konstanzer Bischöfe Arnfrid, Sidonius und Johannes zugleich Äbte des Klosters Reichenau. Ich würde nicht wie Herr Duft sagen, daß sie es inkorporierten, wie es ihnen mit dem angeblich bischöflichen Eigenkloster St. Gallen 760–818 gelang; mit Reichenau kam es nur zur Personalunion. Das scheint immerhin gegen die These von Herrn Prinz zu sprechen, Reichenau sei schon nach 747 fränkisch-karolingisch geworden; es war vielleicht näher daran, aus einem herzoglichen nun, nach der Vernichtung des Herzogtums, ein bischöfliches Eigenkloster zu werden. Das Interessanteste ist die Haltung der Karolinger. Man kann schwerlich bei der alten Annahme bleiben, die Karolinger hätten den armen Konstanzer Bischöfen das Kloster zur reicheren Ausstattung zuge-

wiesen; das wäre recht selbstlos gewesen, und wir hörten ja, daß weder Karl Martell noch Pippin zimperlich im Umgang mit Klöstern waren. Ich vermute, die Karolinger stellten zwar gleich 724 ihren Fuß in die Türe, öffneten sie aber nicht, solange sie in Alemannien nicht überall durchgreifen konnten, und ließen den Herzog bis 747, den Bischof bis 782 gewähren. Das würde noch einmal ein Licht auf die alemannische Situation von 724 werfen.

Hatte Herr Semmler die karolingische Machtergreifung am Objekt der Bistümer und Klöster demonstriert, so machte Herr Felten die Gegenrechnung auf und zeigte die Folgen karolingischer Klosterpolitik für das innere Leben im Kloster. Denn daran wurde in der Kritik nicht gerüttelt, daß die Äbte seit Karl Martell näher an die Herrschaft heranrückten und immer mehr politische Funktionen übernahmen, daß die Weltdistanz der Mönche im Dienst für die Dynastie unterging. Schon zu Karls des Großen Zeit klagten Asketen über die Verfremdung des Mönchtums, und die Klosterreform Benedikts von Aniane riß das langsam zusammengewachsene von neuem auseinander; es gab fortan fromme Äbte in ihrem Konvent und herumschweifende Laienäbte, schlechte Äbte ohne Weihekraft, ohne Glück in der Klosterverwaltung. Herr Felten hat die bisher weithin als real akzeptierte, verzerrte Figur des Laienabts in Frage gestellt und nicht als faktische Veranlassung, sondern als ideologische Folgeerscheinung der Klosterreform nachgewiesen. Herr Prinz sagte es so: Für das geschärfte Reformbewußtsein waren Verhältnisse, die eben noch hingenommen worden waren, plötzlich nicht mehr akzeptabel.

Damit ist das Bild geklärt, das man sich um 845 vom Laienabt machte, nicht die Rolle, die er vorher wirklich spielte. Das ist die zentrale Frage beim Thema »Adelsherrschaft über die Kirche«: Wer konnte im 7. und 8. Jahrhundert Abt werden, ohne zuvor Mönch gewesen zu sein? Und wann und wo fing es damit an? Die Diskussion drehte sich denn auch darum, ob Herr Felten die Entwicklung bis zum Umschlag richtig gezeichnet habe. Ich muß der Kritik von Herrn Ewig zustimmen, daß das Sozialprestige schon merowingischer Äbte nicht gering war. Man denke etwa an das hohe Ansehen Kolumbans, der es wagen konnte, merowingischen Königen ihr Tafelgeschirr zu zerschlagen. Dieses Ansehen war eben nicht auf Herrschaftsfunktionen und Zurschaustellung von Reichtum gegründet, sondern auf asketische Weltedistanz. Das Sozialprestige des Mönchtums hat sich also im 8. Jahrhundert nicht vermehrt, sondern verschoben. Man sollte eine weitere Frage stellen: Seit wann und in welchen Landschaften wurden Bischöfe zu Äbten? Ich meine nicht den Fall des Mönchs von Luxeuil, der nachher Bischof wurde, wie Ragnachar von Basel, auch nicht den Fall des Abtes mit dem Bischofstitel wie Pirmin und Rupert, obwohl beide Fälle die Kontamination vorbereitet haben könnten. Ich meine nichtmönchische Bischöfe, die als regierende Bischöfe ein Kloster leiteten. War das nicht auch eine Form des Laienabbatiats, und entwickelte sie sich nicht gerade in der Gründungszeit der Reichenau? Wie das auch sein mag, die Ablehnung des Laienabtes im frühen 9. Jahrhundert bedeutete den

End- und Wendepunkt einer Entwicklung, die mit Kolumban von Luxeuil begonnen hatte, und damit komme ich zum Schluß.

Unser Generalthema war der Weg des Mönchtums vor der asketischen Weltstanz zur Identifikation mit den weltlichen Führungsschichten. Es war der Weg zu einem Kirchenbild, in dem das Geistliche vom Weltlichen kaum mehr zu unterscheiden war, in dem auch die verschiedenen Grade der Geistlichen, Bischöfe und Äbte, Priester und Mönche, immer näher zueinanderrückten. Dieser Weg hatte, so schlage ich vor, zwei Hauptphasen: Die erste war von starken regionalen und lokalen Schwankungen gekennzeichnet, weil es keine übergreifende politische und geistliche Macht gab. In dieser Phase gediehen Kompromisse, eher die kleinen als die großen Freiheiten, Privilegien als Ausnahmeregelungen, die dank der normativen Kraft des Schlendrians schließlich zur Regel hätten werden können. Diese erste Phase politischen Zerfalls bot zugleich – und das kam bei der Tagung zu kurz – die Chance einer intensiven, wenn auch rohen Christianisierung und Kultivierung, Kultivierung im wirtschaftlichen wie im geistigen Wortsinn. An diesem Prozeß, den der regionale Adel vorantrieb, wurden die Mönche zunehmend beteiligt, auch infolge ihrer Wanderung aus den westfränkischen Städten zu Wäldern und Gebirgen im Osten. Die zweite Phase war der Weg der Karolinger zur Macht, mit allen Konsequenzen der Einbindung divergierender Kräfte, die immer mehr von ihren kleinen Freiheiten verloren und immer enger zueinandergedrückt wurden. Ich könnte nach den Vorträgen dieser Tagung den Umschlag zwischen beiden Phasen nicht allgemein datieren; man müßte ihn von Region zu Region dort ansetzen, wo die Karolinger das Heft fest in die Hand nahmen. Erst dann bekam die vorher diffuse Geschichte eine Richtung, und Datierungen sind ja so etwas wie Wegmarken, wichtig nur dort, wo ein Weg ist, der zu irgendeinem Ziel führt. Die Gründungszeit der Reichenau lag im Schluß der ersten Phase, dort, wo sich der Übergang zur zweiten mit dem Alemannenfeldzug Karl Martells 722 schon ankündigte, aber noch nicht verwirklichte.

Wir müssen also Abschied nehmen von dem einheitlichen inhaltlichen Leitbild der Festschrift von 1925. Benediktinisch-karolingisch war die Gründung der Reichenau nicht; das stand schon vor unserer Zusammenkunft fest. Aber als sie begann, war ich ziemlich sicher, daß alle Vortragenden mit geradezu pfingstlicher Eintracht die merowingisch-irofränkische Gründung der Reichenau verfechten würden. So einheitlich fielen die Antworten zum Glück nicht aus; sonst könnte man uns in weiteren fünfzig Jahren mit einem gewissen Recht vorwerfen, wir hätten nur die Probleme unserer Tage, unsere planetarischen Machtkämpfe, unseren europäischen Regionalismus, unsere deutsche Weltstanz, in die ferne Vergangenheit zurückprojiziert. Hätten es die Referenten getan, es wäre eine schöne, runde Festschrift herausgekommen.

Statt dessen war die methodische Haltung aller Beteiligten weit einheitlicher als bei der Festschrift von 1925. Es herrschte Mißtrauen gegen die pauschale Kennzeichnung der Epoche, sogar gegen deren eigene Aussagen. Das Quellenproblem beschäftigte

uns in ganz anderem Maß als die Reichenau-Forscher vor 50 Jahren, nicht nur wie damals die Frage, ob wir genügend Quellen haben, um aus dem Vollen zu schöpfen, sondern die Frage, wieviel wir den wenigen erhaltenen Quellen glauben können, vor allem, wenn es sich um spätere Bearbeitungen handelte. Wenn es ein »Zeitalter der Fälschungen« gab, war es die Gründungszeit der Reichenau. Die Kluft zwischen Schriftquellen und geschichtlicher Wirklichkeit, auch zwischen Grundsätzen und Realitäten wurde schmerzlich deutlich, und niemand wollte sie einfach überbrücken. Die faktischen Kenntnisse über das 7. und 8. Jahrhundert sind recht begrenzt; wir müssen das wenige Sichere in immer neuen Kombinationen zu Reihen ordnen und zusehen, wie sie zueinanderpassen. Es wurde mehrfach gesagt, daß es vorwiegend um Datierung und Identifizierung gehe, meist mit entschuldigendem Unterton, als ob man damit an der Oberfläche der Geschichte bliebe. Was gibt es denn Wichtigeres für den Menschen, zumal den heutigen, als das richtige Datieren und Identifizieren? Datiert und identifiziert wurden hier ja nicht bloß einzelne Ereignisse und Personen, sondern die Signatur einer Epoche und in ihr die geschichtliche Individualität des Klosters Reichenau. Zeitlich verifiziert wurden unsere gängigen Ausdrücke wie Adelsheiliger oder Laienabt; sogar die Titelwörter der Tagung, Mönchtum, Episkopat und Adel, wurden immer kritischer auf ihre historische Identität abgehört. Die Probleme sind nicht gelöst, aber sie wurden deutlicher als bisher bewußt gemacht. Genau dies ist der Fortschritt, den Wissenschaft heute zu leisten hat. Es wurde kein Jubiläum gefeiert, sondern Unruhe gestiftet; es wurde nichts abgeschlossen, vieles angeregt. Wenn es das Jubiläumsdatum der Reichenau nicht schon gäbe, man hätte es eigens zu diesem Zweck erfinden müssen.